



BARBARA

Es war einmal
ein schwarzes
Klavier ...

Unvollendete Memoiren

WALLSTEIN

Leseprobe (S. 18-25, 138-142, 157-161) aus:

Barbara

Es war einmal ein schwarzes Klavier ...

Unvollendete Memoiren

Herausgegeben von Andrea Knigge

Aus dem Französischen von Annette Casasus

200 S., 8 Abb., geb. Schutzumschlag

18,90 € (D); 19,50 € (A)

ISBN (Print) 978-3-8353-3076-4

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4131-9

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-4132-6

Die Autorin

Barbara (1930-1997), mit bürgerlichem Namen

Monique Andrée Serf, musste wegen ihrer jüdischen Herkunft vor den deutschen Besatzern fliehen.

In ihrem Leben wollte sie nur eines: singen.

Lange Zeit hatte sie sich geweigert, im Land der Täter aufzutreten.

1964 kam sie dennoch nach Deutschland und verfasste das Chanson »Göttingen«, das zu einer Ikone der deutsch-französischen Verständigung wurde.

Ihre Memoiren begann sie 1997 zu schreiben – sie blieben unvollendet.

BARBARA

*Es war einmal
ein schwarzes Klavier ...*

Unvollendete Memoiren

*Herausgegeben
von Andrea Knigge*

*Aus dem Französischen
von Annette Casasus*

WALLSTEIN

Originaltitel:

»Il était un piano noir ... mémoires interrompus«

by Barbara

© Librairie Arthème Fayard, 1998

Die Übersetzung dieses Buches wurde
von der Göttinger Kulturstiftung gefördert.



Die Veröffentlichung erfolgte in Zusammenarbeit
mit dem Städtischen Museum Göttingen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus

Umschlaggestaltung: Wallstein Verlag

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-3076-4

Unvollendeter Bericht

»Es war einmal ein schwarzes Klavier ...«, diese Geschichte beginnt bei Einbruch der Nacht, am 9. Juni 1930 in Paris, Square des Batignolles.

Ich war ein kleines Mädchen, das sich – wie so viele andere Kinder – eine Welt erschaffen hatte, um sich dort hin zurückzuziehen. In dieser Welt war ich eine singende Pianistin. Mit den Fingern trommelte ich Melodien auf den Tisch, sang und sprach sie unermüdlich mit. Meine Hände bewegten sich wie auf einem imaginären Klavier, und stundenlang war ich die größte Pianistin der Welt!

»Komm, deck bitte den Tisch ...«

Oh, diese Menschen, die mich aus meinen Träumen reißen und die schuld sind daran, dass ich es auf immer und ewig hasse, gehorchen zu müssen!

Wenn man die größte Pianistin der Welt ist und die Töne herumwirbeln, sich erheben, durch die geöffneten Fenster bis über die Wolken hinauf in den Himmel emporsteigen, um sich dann, Kaskaden von Regen gleich, in die Tiefen der Meere zu ergießen, auf die Grunde der Flüsse hinab zu sinken, sich von ihnen aufzunehmen, verschlingen zu lassen, um weit entfernt, in anderen Ländern wieder aufzutauchen, ausgespien zu werden, wenn man »die größte Pianistin der Welt« ist, dann deckt man nicht den Tisch! Die größte Pianistin der Welt bin ich nicht geworden, aber ich habe nie aufgehört, Musik zu hören, und auch meine Abneigung gegen alles, was so einfach meine Träume unterbrechen und den Augenblick zerstören könnte, habe ich mir bewahrt. Ich hasse es, wenn jemand plötzlich laut in meine geheimen Rück-

zugswinkel eindringt. Ich verabscheue diese jähen Unterbrechungen, diese knallenden Türen, diese viel zu lauten Stimmen, die mich bei meiner Arbeit verletzen.

Wie soll ich es nur ausdrücken, es noch einmal sagen, ohne wie ein Ungeheuer zu wirken, wo ich doch lediglich um Respekt für diese Stille bitte, auf die jeder ein Anrecht hat. Ich schreibe folgende Zeilen und hänge sie in einen kleinen schwarzen Rahmen:

*Ich bin schwer zu ertragen,
wenn ich arbeite.
Schreien nützt nichts.
Ich sehe nichts,
aber ich höre gut.
Danke!*

Dies verändert die Dinge und macht die Stimmen sanft. Um mich herum säuselt es eine Zeit lang ...

Und dann diese Fragen! Oh, die Fragen dieser ewig Neugierigen, die immer wissen wollen, was uns vollkommen selbstverständlich scheint: »Wann haben Sie beschlossen zu singen?« Entscheidet man sich eines Tages dafür, zu singen, oder ist es nicht vielmehr eine lange und schöne Krankheit, die man in sich trägt und von der man niemals vollkommen geheilt wird?

Ich litt an dieser schönen Krankheit, von der ich nur mit großen Schwierigkeiten kuriert werden konnte. Heute, immer noch genesend, kann ich dieses Buch schreiben ...

Meine ältesten Erinnerungen reichen zurück bis in das Jahr 1937, als ich in Marseille meine erste große Liebe kennenlernte. Ich war sieben Jahre alt und hatte mich in

den Sprössling einer adeligen Familie verliebt, einen Dreizehnjährigen, der wahrhaft sehr gut aussah.

Meine erste kleine Dieberei geschah für ihn: zweiunddreißig frische, duftende, saftige Feigen und so schön anzuschauen, dass mein Vater sie einzeln abzählte und in die Obstschale auf dem großen Buffet legte.

Zwei Tage lang leugnete ich, diese zweiunddreißig Feigen stibitzt zu haben, trotz der Drohung, die Gendarmen zu rufen, mich auf ein Internat zu schicken und weiterer demütigender Strafen.

Marseille: Das war der Mistral, mit dem wir zu kämpfen hatten, der meinen Bruder Jean und mich auf dem Weg zur Schule an die Mauern drückte. Marseille, das war der Duft der großen, mit Knoblauch eingeriebenen und mit Olivenöl beträufelten Brotscheiben, die wir in unseren Schulranzen verstauten, das Wettrennen den Boulevard Gaston-Crémeux hinunter, alsdann links und noch einmal links bis zu unseren aneinander grenzenden Schulen. Das Klappern meiner Holzpantinen im Innenhof der Schule, wenn ich ihn rennend überquerte, weil ich zu spät war, die Garderoben und die alten Garderobenhaken, der Geruch der eierschalenfarbenen Schulkittel, auf denen in Rot unsere Namen standen. Und wenn ich endlich in der Klasse angelangt war, erwarteten mich dort mein Schulpult, der Federkasten, das angenagte Radiergummi, der nach Mandeln duftende Topf mit Klebstoff und der Duft der veilchenfarbenen Tinte.

Die schönsten Erinnerungen an meine über verschiedene Institutionen verstreute Schulzeit habe ich an Marseille; sie duften am wohlsten.

1938: Wir sind in Roanne, wo meine kleine Schwester Régine zur Welt kommen wird. Von hier stammt meine

einige Erinnerung an ein Weihnachtsfest in der Familie. Am 24. Dezember – es herrschte eine klirrende Kälte – wurden wir zur Mitternachtsmesse mitgenommen. Bei der Rückkehr wartete in der Küche unsere Großmutter, Granny, auf uns, mit einer Orange, einer heißen Schokolade, die einen köstlichen Duft nach Zimt verströmte, und einigen Stückchen Kandiszucker, die sie uns auf einer kleinen blauen Untertasse servierte. Welche Leckereien!

Wie sehr liebte ich meine Großmutter! Sie war ausgesprochen zierlich, mit sehr hohen Wangenknochen, großen schwarzen Augen und überaus feingliedrigen Händen. Das Licht der Welt hatte sie in Tiraspol in Moldawien erblickt, wo auch meine Mutter geboren wurde. Granny duftete nach Honig und buk für mich Kuchen mit hellen Rosinen aus Korinth, Strudel mit Äpfeln und kleingehackten Nüssen. Sie tröstete mich über alles hinweg. Ich kletterte auf ihre Knie und machte es mir in ihren Armen bequem. »Bin ich deine Liebste, Granny? Erzähl' wie du in Russland warst, wie du nach Paris gekommen bist. Erzähl' wie es war, als Mama noch klein war!« Granny erzählt mir, und als Dank setze ich mich an den Tisch vor mein imaginäres Klavier und spiele ein Lied für sie.

1938 herrscht in Roanne Armut. Ich trage Kleider von Erwachsenen, die für meinen kleinen Kinderkörper zurechtgeschnidert sind und die ich nicht ausstehen kann. In Roanne gab es auch Gerichtsvollzieher, sogenannte »Früh-aufsteher«! Eines Tages habe ich sogar miterlebt, wie alle unsere Möbel verschwanden, außer dem Bett meiner Eltern und – Gott sei Dank – dem großen Tisch, auf dem ich meine Lieder erfand und mit den Fingern Klavier spielte.

Ich habe Sätze gehört wie: »Kinder, ihr dürft nicht die Tür aufmachen!« und »Ihr sagt, dass Papa nicht da ist!« Wegen der Gläubiger machten wir oft Umwege. Häufig

schämte ich mich. Seitdem hasse ich das Wort »Geld«, die Schummelei und die Lüge. Ich habe das krankhafte Bedürfnis nach Wahrheit, nach meiner Wahrheit ...!

Von Roanne behalte ich besonders die Kälte in Erinnerung; wir froren in unserem Haus und in der ganzen Stadt, die ich im eisigen Winter durchqueren musste, ohne Handschuhe, mit blaugefrorenen Fingern, die unendlich schmerzten. Oh wie sehr sie schmerzten!

Viel später, als ich im *Théâtre des Variétés** auftrat, kaufte ich bei einem alten Herrn, der nebenan in der Ladenzeile ein kleines Geschäft hatte, einen ganzen Vorrat an Handschuhen aus Wolle und Leder in allen möglichen Farben, prachtvolle cremefarbene Handschuhe oder weiße, die bestickt waren, feminin verziert mit Perlmuttknöpfchen, die wie Perlen aussahen. Etliche davon habe ich verschenkt, aber manche befinden sich noch immer hier bei mir.

Aus Roanne hat sich unsere Familie heimlich, still und leise, ohne zu bezahlen davongemacht, in einem alten, dunkelgrünen Oldsmobile, an dessen Existenz ich mich nur noch in diesem Zusammenhang erinnere, den ich aber wunderschön fand.

In der Nacht habe ich mich ständig im Bett herumgewälzt, glaubte ich doch, wir würden verfolgt, und bis heute weiß ich noch immer nicht, ob ich dabei Furcht oder Vergnügen empfand.

September 1939: Wir leben in Le Vésinet. »Kinder«, sagen uns unsere niedergeschlagenen Eltern, »der Krieg ist gerade ausgebrochen, wir müssen weg.«

Mein Vater wird eingezogen.

* Das 1807 gegründete *Théâtre des Variétés* ist eines der ältesten noch existierenden Theater in Paris.

Die Familie trennt sich: Meine Mutter bleibt mit meiner kleinen Schwester Régine zusammen, mein Bruder und ich mit Tante Jeanne.

Stets umhüllt von weiten Mänteln, herrisch und noch immer schön (sie war einst Mannequin bei Poiret*), mit ihren langen, durch das Rheuma ein wenig verformten Händen, kreuzte Tante Jeanne, ihre goldverzierte Kroko-tasche an sich gepresst, oft in Krisenzeiten oder wenn es kein Brot mehr gab, plötzlich bei uns auf und rief: »Ah, meine armen Kinder!«

Tante Jeanne bringt uns von Le Vésinet nach Poitiers, wo wir bei einer ihr bekannten Arztfamilie untergebracht werden. Wir gehen auf eine Schule, vor der eines Tages, zu meiner großen Überraschung, mein Vater am Ausgang auf mich wartet. Er ist in Uniform und hat nur zwei Stunden Zeit, die er mit mir und meinem Bruder verbringt. Danach bringt er mich zurück. Schluchzend flehe ich ihn an zu bleiben. Vergeblich. Ich sehe ihn noch, wie er sich entfernt, sich umdreht, wieder zurückkommt, mich in seine Arme schließt. Um mich zu beruhigen, steckt er mir vierzehn Sous aus seiner Tasche zu, von denen ich mir mit schwerem Herzen Lakritze kaufe.

Die Lakritze, in all ihren Varianten, wird mich nie wieder verlassen: Lakritzstangen, Lakritzschnecken, kleine Stückchen und Lakritze mit Veilchengeschmack ... Ich werde immer und überall welche um mich und bei mir haben. Später, ohne ihre schädlichen Auswirkungen auf den Blutdruck zu kennen, werde ich sie allen meinen Freunden anbieten. Lily Passion** trägt eine mit Strass be-

* Paul Poiret (1879-1944) war bis zum Ende des Ersten Weltkrieges wegweisender französischer Modeschöpfer.

** Hauptfigur des gleichnamigen von Barbara geschriebenen Stücks, in dem sie 1986 zusammen mit Gérard Depardieu auftrat.

setzte Handtasche, voller blauer Lakritze mit Veilchen-geschmack.

Ohne mir dessen bewusst zu sein, werde ich fortwährend auf der Suche nach diesem glücklichen Augenblick sein, aber eine solche Vater-Kind-Beziehung werde ich nie wieder erleben.

Wohingegen ich lange die Erinnerung an diese Mischung aus Faszination, Angst, Verachtung, Hass und einer grenzenlosen Verzweiflung in mir bewahre, die ich erneut empfinde, als ich ihn, zwanzig Jahre später, in Nantes tot wiedersehe ...

Von Poitiers brechen wir nach Blois auf. Meine Mutter, die in der Präfektur arbeitet, erfährt, dass die Brücke, über die man aus der Stadt heraus gelangt, gesprengt werden soll, und bittet Tante Jeanne, uns rasch fortzubringen. Wir sitzen im letzten Zug, der Blois verlässt, und fahren einem unbekannten Ziel entgegen. Aus dem geöffneten Fenster sehen wir meine Mutter winken. Ihre zierliche Hand steckt in einem Handschuh. Wir weinen.

In unserem Abteil befindet sich eine Gruppe verirrter Pfadfinder mit ihrer Leiterin.

Nach ungefähr hundert Kilometern hält der Zug plötzlich mitten in der Ebene von Châtillon-sur-Indre an. Die Waggons werden abgehängt, die Lokomotive fährt alleine weiter und lässt uns auf freiem Feld zurück.

Einige Stunden später sehen wir vier Soldaten mit Maschinengewehren zur Bewachung des Zuges angerückt kommen.

Für uns Kinder wird der Zug ganz schnell zum Spielplatz: Wir rennen vollkommen aufgereggt die Gänge entlang, von Wagen zu Wagen. Um uns ein wenig zur Ruhe

zu bringen, schicken uns die Erwachsenen zu den umliegenden Bauernhöfen, um Milch und Eier zu besorgen.

Auf dem Rückweg begegnen wir Soldaten, die sich auf der Flucht befinden und ihre letzten Konservendosen mit uns teilen.

Vergeblich warten wir auf die Rückkehr der Lokomotive. Der Zug bleibt mutterseelenallein in der Ebene stehen.

Am fünften Tag tauchen drei Jagdflugzeuge auf. Eines wird von einer nahestehenden Flugabwehr getroffen, die anderen kommen im Sturzflug herunter und rasen im Tiefflug über den Zug. Wir können gerade unter den Tragflächen die Hakenkreuze erkennen, bevor das eine von ihnen beginnt, die Wagen neben dem unseren zu beschießen.

Panische Angst überall, Schreie. Es gibt Tote und Verletzte. Die Verletzten müssen vierundzwanzig Stunden warten, bis Krankenwagen kommen, um sie abzuholen.

Kinder zeigen im Angesicht des Unglücks oft grausame Reaktionen oder sind vollkommen sorglos. Wenn man neun Jahre alt ist, bedeutet Krieg manchmal auch das Grauen durch Spielen zu überwinden. Wir spielen weiterhin in der Nähe des Zuges in der Ebene.

Siebzehn Tage werden wir dort bleiben.

Zu Beginn des Jahres 1964 stattet mir Gunther Klein, der Leiter des Jungen Theaters in Göttingen, in der *Ecluse* einen Besuch ab, um mich zu engagieren. Ich lehne ab. In Deutschland zu singen kommt für mich nicht in Frage.

Gunther lässt nicht locker, beschreibt sein hundert Plätze zählendes Theater, erzählt von den Studenten.

»Aber wer kennt mich schon in Göttingen?«

»Die Studenten kennen Sie!«

»Ich möchte nicht nach Deutschland fahren.«

Dennoch bitte ich um einen Tag Bedenkzeit.

Am nächsten Tag entscheide ich mich urplötzlich, Gunther zuzusagen, allerdings unter einer Bedingung: Ich muss auf einem schwarzen Salonflügel spielen können. Gunther willigt ein, dann also im Juli.

Der Tag, an dem ich die *Ecluse* verlassen werde, nähert sich.

Die Zeit ist gekommen.

Ich verlasse endgültig die *Ecluse*.

Ich habe mich dort wohlgefühlt. Ich habe dort viel gelernt.

Den siebzig Zuschauern aus der *Ecluse* verdanke ich es, eines Tages im Kuppelzelt an der Porte de Pantin* aufzutreten.

* Das Kuppelzelt an der Porte de Pantin im 19. Arrondissement diente ursprünglich als Zirkuszelt und wurde u.a. auf Barbaras Engagement hin zum Theater und zur Konzerthalle umgebaut und genutzt. An seiner Stelle entstand 1983 das *Zénith*, das heute mit ca. 6000 Plätzen die wichtigste Konzerthalle Frankreichs ist.

ten zu können, das auf den 3000 Plätzen vollbesetzt sein wird.

André Schlessner, »Dadé« oder »Le Gitan« genannt, ist für mich die Seele der *Ecluse* gewesen. Und hier, an der Porte de Pantin, habe ich eines Abends erfahren, dass er von uns gegangen ist. Er hatte seinen schlimmen Gesundheitszustand geheim gehalten, um die zu schonen, die ihn liebten.

Aber an diesem Tage im Jahr 1964 spüre ich, dass ich fortgehen muss. Der Quai des Grands-Augustins rückt in immer größere Ferne. Ich bin wieder unterwegs.

Im Juli des Jahres 1964 breche ich also nach Göttingen auf. Allein und bereits wütend über meine Zusage, in Deutschland zu singen.

Gunther Klein erwartet mich am Bahnhof. Er ist noch immer voller Begeisterung. Er will mich überreden, mir vor unserer Fahrt zum Theater die zu dieser Jahreszeit so schöne Stadt zu zeigen. Ich aber schließe die Augen. Ich will nichts sehen. Ich bitte ihn, mich sofort zur Bühne zu bringen, auf der ich noch am selben Abend auftreten soll.

Ein riesiges, altes, mit zwei silbernen Kerzenhaltern versehenes Klavier thront auf der kleinen Bühne des Jungen Theaters. Als ich mich diesem Koloss gegenüber auf meinen auf 61 Zentimeter eingestellten Klavierhocker setze, vermag ich nur einen kleinen Teil des Saales zu erkennen. Vergeblich versuche ich mit Gunther, dieses so schwere Klavier zu bewegen. Keine Möglichkeit, das Publikum zu sehen, genausowenig, von ihm gesehen zu werden. Dabei hatte Gunther sich sogar bemüht, einen Zahnnarzthocker aufzutreiben, den er selbst zu diesem Zweck angestrichen hat, wie er mir erzählt. Er weist dar-

auf hin, dass er mich in der *Ecluse* auch an einem Klavier singen gesehen hat.

»Ja, aber es stand anders. Und außerdem habe ich meinen Auftritt an eine Bedingung geknüpft: ein schwarzer Salonflügel. Sie hatten ihn mir zugesagt.«

Ich erkläre ihm, dass es für mich unmöglich ist, zu singen und mich dabei an diesem Klavier zu begleiten.

Gunther ist zutiefst betrübt, antwortet mir allerdings, dass ich mich wohl oder übel damit zufrieden geben müsse.

»Nein!«

Ich setze mich in die erste Reihe in den Saal und wiederhole noch einmal, dass ich von hier nicht weichen werde, solange ich nicht den mir in Paris versprochenen schwarzen Konzertflügel sehe. Es handelt sich dabei durchaus nicht um eine Laune, sondern um eine absolute Unmöglichkeit.

Gunther schaut mich an, und ich habe den Eindruck, dass er immer verzweifelter wird. Er setzt sich zu mir und erklärt mir, dass es seit dem Vorabend in Göttingen einen Streik der Klaviertransporteure gäbe.

»Einen Streik der Klaviertransporteure?«

Das ändert alles. Mein Zorn verwandelt sich in Traurigkeit.

Plötzlich verschwindet Gunther und kommt mit zehn fröhlichen Studenten zurück, die allesamt sehr gut Französisch sprechen. Einer von ihnen kennt eine alte Dame, die sicherlich bereit wäre, ihren Konzertflügel zur Verfügung zu stellen. Die zehn Jungen bieten sich an, ihn herzuschleppen.

All das kostet viel Zeit und löst bei mir große Angst aus.

Da der Beginn der Veranstaltung für 20.30 Uhr vorge-

sehen war, erklärt Gunther dem überraschten Publikum den Grund der Verspätung. Die Zuschauer entscheiden sich jedoch auszuhalten.

Ich werde immer niedergeschlagener, habe immer größere Angst. Ich fühle mich schlecht, weit weg von allem, was mir vertraut ist. Ich konnte noch nicht einmal proben.

Um 22 Uhr hält, von zehn großen, blonden Burschen getragen, ein schwarzer Flügel auf der kleinen Bühne des Jungen Theaters Einzug. Später erfuhr ich, dass sich unter diesen jungen Studenten ein zukünftiger berühmter Schauspieler befand ...

Der Abend ist wunderbar. Gunther verlängert meinen Vertrag um eine Woche.

Am darauf folgenden Tag zeigen mir die Studenten die Stadt. Ich entdecke das Haus der Brüder Grimm, in dem die uns aus Kindertagen vertrauten Märchen verfasst wurden.

In dem kleinen, an das Junge Theater angrenzenden Garten habe ich am letzten Nachmittag meines Aufenthaltes *Göttingen* hingekritzelt. Am letzten Abend habe ich den Text – unter Entschuldigungen – vorgelesen und zu einer noch unfertigen Melodie gesungen.

In Paris vollendete ich dieses Chanson, und nachdem Claude Dejacques es gehört hatte, entschied er, dass es auf meiner nächsten Platte erscheinen müsse.

Dieses Chanson verdanke ich also der dickköpfigen Beharrlichkeit Gunther Kleins, zehn Studenten, einer mitführenden alten Dame, den blondschöpfigen kleinen Kindern in Göttingen sowie einem tiefen Wunsch nach Versöhnung, nicht aber nach Vergessen. Und wie immer verdanke ich dieses Chanson auch dem Publikum, in diesem Falle dem wunderbaren Publikum des Jungen Theaters.

*Mir ist's egal um die, die mit Erstaunen sich erheben,
Und die anderen mögen mir vergeben,
Aber die Kinder sind die gleichen
In Paris wie in Göttingen.*

*Lasst diese Zeit nicht wiederkehren,
In der Blut und Hass die Welt zerstören,
Denn es gibt Menschen, die ich liebe,
In Göttingen, in Göttingen.*

*Und sollte der Alarm ertönen
Und müsste man wieder zu den Waffen greifen,
Würde mein Herz eine Träne vergießen
Für Göttingen, für Göttingen.**

* Auszug aus dem Lied *Göttingen*. Barbara hat es selbst auch auf Deutsch gesungen in einer Übertragung von Walter Brandin.

ÜBER GÉRARD SPRECHEN, ÜBER Depardieu, über unsere leidenschaftliche Beziehung, unsere Lachanfälle, über die Erregtheit, die sich jedes Mal wieder aufs Neue einstellt, wenn wir uns wiedersehen oder miteinander telefonieren in Momenten, in denen die Zeit stillsteht.

Auch wenn wir uns eine Woche, einen Monat, ein Jahr oder ich weiß nicht wie lange nicht sehen – egal, er ruft an: »Ich bin's«, und ich weiß genau, wie er sich fühlt, wie es ihm geht.

Ich erinnere mich nicht mehr genau daran, unter welchen Umständen wir uns kennengelernt haben. Ich entsinne mich, wie er an einem Tisch sitzt. Ich erzähle ihm die Geschichte von *Lily Passion*. Lily ist eine berühmte Sängerin, die durch die Welt zieht. In jeder Stadt, in der sie auftritt, wird ein Verbrechen begangen. David, der blonde Killer, hinterlässt bei jedem seiner Opfer einen Mimosenzweig. Von diesen Morden verfolgt, beschließt Lily, das Singen aufzugeben, um menschliches Leben zu schützen. Aber die Menge verlangt nach ihr ...

Er sagt zu mir: »Das ist meine Rolle. David, das bin ich. Schreib' es.«

David, das ist er, und von diesem Moment an wird über sechs Jahre *Lily Passion* geschrieben und verworfen, neu geschrieben und erneut verworfen. Und er ist immer da.

In seinem und auch meinem Umfeld bekommen wir zu hören, dass er natürlich Lust hat, dieses Projekt zu verwirklichen, dass es aber angesichts seines übervollen Terminkalenders sicherlich nicht möglich sein wird. Den-

noch habe ich niemals aufgehört zu glauben, dass er zum festgesetzten Termin da sein würde.

Ich arbeite an *Lily Passion*, in meinen Gedanken bin ich bei David, in der Gegenwart ist Gérard bei mir. Zu jener Zeit hält er sich wegen der Dreharbeiten zu *Fort Saganne* in Mauretanien auf. Ich schicke ihm eine Kassette mit dem Prasseln des Regens aus dem Garten in Précy. Wir kommunizieren mit Hilfe von Kassetten ...

Er kommt zurück. Eines Abends lese ich ihm am Telefon den ersten Entwurf eines Abschnittes aus *Lily* vor, den ich gerade für ihn geschrieben habe. Er wird nicht ein Komma daran ändern. Er hört mir viel zu, und durch sein beredtes Schweigen, mit einer unglaublichen Empathie, wird er mich leiten. Er bringt mir bei, mich nicht selbst zu zensieren. Durch seine Sprache, seine Haltung, gibt er mir auf äußerst intelligente Weise zu verstehen, was er sagen möchte und wie er es sagen möchte.

Eines Morgens schneit er in Précy herein, mitten in die Unordnung eines mit Notizblättern übersäten Arbeitszimmers. Lachend sammelt er sie ein. Immer noch diese Lachanfälle zwischen uns, wie die Pennäler!

Er wollte mich einfach nur sehen, mich beruhigen. Er sagt, er sei gekommen, um neue Kraft zu schöpfen. Er fährt wieder ab, dreht weiter.

In *Lily* will er singen. Ich weiß, dass er singen will, übrigens singt er gut. Sein erstes Lied wird zu einem Teil seines Lebens, er lernt es nachts im Schlaf. Er weckt mich, um es mir vorzusingen. Er singt mir auch Lieder von *Lily* vor. Es gibt Tage, an denen möchte er gerne *Lily Passion* sein und wie sie singen. So ein Dieb!...

Ja, er ist ein Dieb! Er klaut dir alles, um es dir verbessert zurückzugeben.

Er stiehlt dir auch deine Gefühle: In Nantes, wo wir auf

Tournee sind, wohnen wir an einem Morgen den Feierlichkeiten zur Einweihung der *Rue de la Grange-aux-Loups** bei, eine Ehrung, die die Stadt mir als Dank für das Lied *Nantes* zuteilwerden lässt. In dem Augenblick, in dem die Tafel enthüllt wird, schreit er: »Das ist mein Vater!« Nantes ist in dem Moment zu der Stadt geworden, in der sein eigener Vater verstorben ist!

Ein wundervoller Dieb, der das, was er dir stiehlt, egal ob Freud ob Leid, mit dir teilen will.

Eines Abends während der Aufführung bemerkt er in der Liebesszene, dass ich nicht richtig im Licht bin. Also bewegt er sich behutsam rückwärts, damit ich voll im Licht stehe. Niemand sonst hätte das auf der Bühne gemacht!

Die Tournee mit *Lily Passion* ist ein einziges Fest, eine Reise, deren Stationen echte oder in Sportpalästen oder Turnhallen improvisierte Theater sind.

Damit ich mir niemals um irgendetwas Sorgen machen muss, ist Gérard jeden Tag um fünfzehn Uhr vor Ort, um das Team zu sehen und die Beleuchtung, die Bühne sowie die Stelle, an der er abends die Szene betritt, zu kontrollieren. Auch, um mich anzuschauen, das weiß ich sehr wohl. Und um bei den Soundchecks dabei zu sein. Nie habe ich Angst gehabt, er könne zu spät sein, nie. Er ist da, immer.

In der bleichen Aura Davids lässt er jeden Abend Mimosen wachsen!

Lily Passion: von der Presse, die nicht immer hingenommen hat, dass er singt und ich spreche, geshmäht – liegt es vielleicht an der Geschichte oder am Drehbuch

* Die Stadt Nantes hat den fiktiven Straßennamen übernommen. Im Lied ist die Schreibweise im Singular: »25, Rue de la Grange-au-Loup« (»Wolfsscheune«).

oder was weiß ich woran? – *Lily Passion* bleibt für uns ein Fest. Für das Publikum ebenso, das zwar zunächst beunruhigt reagierte angesichts dieser Begegnung, dann aber begeistert war, in Gérard einen rockenden Schauspieler und einen Mann der Music Hall zu entdecken.

Ich wurde darauf angesprochen, werde immer noch darauf angesprochen, auf David, den schönen Mörder, den Killer mit den Mimosen!

Merkwürdigerweise sah ich in der Zeit nach *Lily Passion* überall das Wort »passion« auftauchen, im Zusammenhang mit allem und jedem. Egal, ob es sich um Käse, das Stricken oder Sendungen im Fernsehen handelte – alles war Ursprung oder Objekt der Leidenschaft geworden. Aber niemals eine so starke, wie unsere es war!

Und der Tango ... Ich verstand nicht immer, was Gérard meinte, wenn es um meine Art ging, mich auf der Bühne gemeinsam mit ihm zu bewegen, denn er kam vom Theater. Er sagte: »Verstehst du, das ist wie mit Claude Régy in *La Chevauchée sur le lac de Constance* ...*« Ich verstand kein Wort davon, *La Chevauchée* hatte ich nicht gesehen. Außerdem – das weiß er bis heute noch nicht – hatte ich keinen seiner Filme gesehen! Auf der Bühne kannte ich nur meine eigenen Bewegungen, Schritte vom Klavier zum Klavier, jeden Abend neue Wege je nach den Bühnenverhältnissen. Gérard erwartete von mir eine andere Logik. Er wollte mir ein Gesetz auferlegen, dessen Verständnis sich mir manches Mal entzog. Als er sah, dass ich so nicht meine richtige Position fand, um den »Tango« zu singen, baute er sich eines Tages während der Proben mitten auf der Bühne vor mir auf und erzwang

* Peter Handke: *Der Ritt über den Bodensee*, 1974 in Paris vom Theaterregisseur Claude Régy inszeniert. Depardieu spielte darin eine der Hauptrollen.

auf diese Weise, dass ich mich um ihn herumbewegte.
Eine Art Verführungstanz.

Gérard, der Verführer, die Verführung in Person ...

Ich habe ihn als Schauspieler erlebt, als Sänger, als Musiker. Mal sah ich ihn am Meer entlanggehen, mal mit beiden Füßen fest auf seiner Scholle stehen.

Und immer wieder unsere Lachanfälle.

Und die Verführung.

Niemals haben wir den Gefallen aneinander und das gegenseitige Verlangen verloren.

Falls uns das Leben entzweien sollte, hätten wir immer wieder Lust, uns aufs Neue zu erobern.